

Ankertext 43

„Du mein ein und alles“ Wodurch Partnerschaften überfordert werden

Ulla Schaible

Wenn man sich heute mit dem Thema „Ehe“ befasst, muss man sich zwangsläufig auch mit dem Scheitern von Ehe befassen. Laut Statistik wird heute jede dritte Ehe geschieden. Das sind ins Auge springende Zahlen, ganz abgesehen von den Dramen, Schmerzen, Leiden, die hinter diesen nackten Zahlen stehen. Daneben steht die zunehmende Zahl von sogenannten eheähnlichen Gemeinschaften, in denen man zwar wie ein Ehepaar zusammenlebt, aber nicht heiratet. Neben anderen Gründen ist sicher ein Grund, dass man das Scheitern der Beziehung schon mit einkalkuliert und meint, so leichter wieder auseinander gehen zu können (was sich allerdings des öfteren als Irrtum herausstellt).

Ins Auge springt auch – vor allem in den Städten – die hohe Zahl von Single-Haushalten. Viele davon leben allein, weil sie schon gescheiterte Beziehungen hinter sich haben. Manche dieser Singles sind durchaus befreundet, wollen aber eine ganze Bindung nicht eingehen. Auch hier spielt sicher die Angst vor dem Scheitern mit.

Demgegenüber steht ein nach wie vor großer Stellenwert, der einer Partnerschaft zugemessen wird. Fragt man junge Menschen nach ihren Lebenswünschen und –zielen, so steht der Wunsch nach einem Partner an erster Stelle. Und nicht nur, dass der Wunsch nach einem Partner hoch im Kurs steht, ich möchte behaupten, dass von einer Partnerschaft oder von der Ehe auch wesentlich mehr erwartet wird als früher. Vor hundert Jahren war im allgemeinen ein wesentlicher Wunsch bei der Heirat „eine gute Partie“ zu machen, das heißt einen Mann zu heiraten, der ein gutes Auskommen hat oder eine Frau, die gut wirtschaften konnte und eine tüchtige Hausfrau war. In der etwas schnodderigen Redensart: „Liebe geht – Hektar bleibt“ kam diese Einstellung zum Ausdruck. Man war demzufolge froh, wenn man einigermaßen miteinander zurecht kam. Heute erwartet man von einer Ehe vor allem, „dass man sich liebt“, das heißt ein dauerhaftes emotionales Hochgestimmtsein, Nähe, Zuwendung, Fürsorge, Romantik, Erotik, beglückende sexuelle Erfahrungen oder kurz gesagt: die Erfüllung seines Lebens.

Zwei sich auf den ersten Blick widersprechende Phänomene. Auf der einen Seite das Scheitern von Beziehungen – auf der anderen Seite der ungeheuer große Stellenwert, der Beziehungen zugemessen wird. Da taucht die Frage auf, ob nicht zwischen beiden Phänomenen ein Zusammenhang besteht.

Ein dauerhaftes emotionales Hochgestimmtsein – ist das überhaupt möglich? Und steckt hinter diesem Wunsch nach Lebenserfüllung in Wirklichkeit nicht eine viel tiefer gehende menschliche Sehnsucht?

Von der Sehnsucht des Menschen

In jedem Menschen ist die Frage nach dem Sinn seines Daseins angelegt. Er möchte nicht einfach ins Leben hineingeworfen sein und darauf zuleben, dass mit dem Tode alles aus ist. Er fragt: Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Wozu lebe ich? Dahinter steckt die Sehnsucht, dass mein Leben dieses irdische Dasein in irgendeiner Form überdauert. Ich möchte zu einem größeren Ganzen, das Ewigkeitswert hat und mein Ich weit übersteigt gehören. Ich möchte so meinem Leben einen höheren Sinn geben.

Früher haben Religionen auf diese Sinnfragen Antwort gegeben. Sie waren „Erfahrungsschatz“ und sinngebendes Moment im Leben der Menschen, durch die diese Sehnsucht, mindestens teilweise, befriedigt wurde. Mit der Säkularisierung unserer Gesellschaft haben die Antworten der Religion (in unserer westlichen Welt das Christentum) ihren sinngebenden Wert weitgehend verloren. Für viele Menschen bedeuten sie nicht mehr viel. Selbst bei denen, die mit Überzeugung Christen sind, habe ich manchmal den Verdacht, dass sie die Antworten wohl im Kopf haben, dass sie aber in ihrem Leben keine gelebte Wirklichkeit, kein das Leben prägender „Erfahrungsschatz“ sind.

Was ist die Folge? Die Folge ist, dass für viele Menschen in der Frage nach dem Sinn ihres Lebens ein Vakuum entstanden ist – manchmal mehr, manchmal weniger bewusst. Und dieses Vakuum drängt nach Erfüllung. Der Philosoph Spinoza hat einmal hat einmal gesagt: „Die Natur verabscheut das Vakuum“. Offenbar kann auch die menschliche Natur mit diesem Vakuum, das heißt ohne Sinn, nicht leben. Da transzendente, außerhalb der Irdischen liegenden Antworten, heute vielfach abgelehnt werden, sucht der Mensch die Antworten im Immanenten (im Irdischen). Er sucht sie auch – und vielleicht sogar zu einem großen Teil – in menschlichen Beziehungen. Denn dort erlebt er am ehesten, dass er zu einem größeren Ganzen gehört. Er erlebt die Vereinigung zu einer Ganzheit, die Verschmelzung mit einem „Du“, das übersteigen der Grenzen der eigenen Person.

Weniger philosophisch ausgedrückt heißt das dann:

- Wir zwei
- wir zwei ganz allein
 - wir zwei ganz eng
 - totales Verstehen
 - alles gemeinsam

das ist das Glück, das ist Lebenserfüllung.

Henry Nouwen gebraucht dafür in seinem Buch „Gottes Clown sein“ ein Bild, das dieses Lebensgefühl gut ausdrückt. Er vergleicht zwei Menschen, die so leben, mit zwei ineinander verschlungenen Zeigefingern (am besten ist es, das mit seinen eigenen Fingern einmal nachzumachen, dann versteht man, was er meint). Total ineinander verschlungen, ohne Zwischenraum, ganz eng – das müsste doch die Erfüllung sein.

Doch was geschieht? Die erhoffte Erfüllung tritt nicht ein. „Vielleicht gibt es noch etwas Störendes zwischen uns“? Also muss das ausgeräumt werden, die Beziehung wird in allen Einzelheiten auseinandergenommen („Beziehungskiste“ nennt man so etwas im Allgemeinen). Man verschlingt sich noch enger ineinander – es bleibt keine Bewegungsfreiheit, erstickende Nähe. Und wenn Sie den Versuch mit den eigenen Fingern mitgemacht haben, merken Sie, was jetzt passiert. Das Ineinanderverschlingen geht nur bis zu einem gewissen Grad, dann wird es schmerzhaft. Wenn man dann noch weiter ineinander drehen will, gibt es einen Knall, die Beziehung ist geplatzt.

Dieser Versuch muss so enden, denn kein Mensch kann einem anderen die Erfüllung des Lebens sein, weil der Mensch anders angelegt ist. Er ist so angelegt, dass er die letzte Erfüllung seines Lebens nicht im menschlichen „Du“, sondern nur im göttlichen „Du“ findet. Deswegen ist es gut, seine Erwartungen an die eigene Partnerschaft einmal zu überprüfen und sie von Wünschen zu befreien, die sie nicht befriedigen kann, weil sie auf einer anderen Ebene liegen – eben auf der Ebene des Transzendenten.

Als Christ heißt das für mich, die Bestimmung und Erfüllung meines Lebens liegt nicht in einem Menschen begründet, sondern in dem, der mich geschaffen hat, dem Schöpfer, dem Vater unseres Herrn Jesus Christus. Wie diese Erkenntnis „Erfahrungsschatz“ werden kann, dazu später noch etwas. Es soll natürlich auch nicht abgestritten werden, dass in einer Partnerschaft sehr wohl eine gewisse Erfüllung (sogar eine sehr schöne Erfüllung) liegen kann – aber eben eine menschliche Erfüllung und nicht die letzte Erfüllung meines Lebens. Wenn wir diese beiden Dinge auseinanderhalten würden, hätte sicher manche Ehe, manche Freundschaft bessere Chancen.

Denn – das sei am Rande bemerkt – solche enge, abschließlichen Beziehungen gibt es nicht nur bei Ehepaaren, sondern auch manchmal unter zwei Freunden oder Freundinnen. Auch hier ist zu fragen: Welches „Loch“ soll diese Freundschaft bei mir füllen? Gut ist es, zu ein paar wenigen guten Freunden tiefe persönliche Beziehungen zu unterhalten, denn wenn ich alle meine Erwartungen auf eine Person richte, ist diese immer überfordert.

Dies gilt auch für Ehepaare. Auch sie sollten ein paar gute Freunde haben, wobei klar ist, dass diese Beziehungen dann einen anderen Stellenwert haben als die zum Ehepartner. So können unterschiedliche Interessen, die es ja auch in der Ehe gibt und geben darf (schließlich sind es ja zwei unterschiedliche Menschen, die zusammengefunden haben), besser gelebt werden. Wenn zum Beispiel der Mann sehr sportbegeistert ist, die Frau aber gar nicht, die Frau aber umgekehrt sehr gern ins Konzert geht, was den Ehemann wiederum nicht interessiert, ist der Konflikt schon vorprogrammiert, wenn beide nur aufeinander fixiert sind. Meistens ist es dann so, dass entweder einer „brummig“ mitgeht oder man seine Interessen ganz aufgibt, was immer eine Einschränkung der eigenen Lebensentfaltung mit sich bringt. Wenn man Freunde hat, so gibt es Entlastung, denn jeder kann seine Interessen oder Hobbys mit Freunden pflegen, die diese teilen. Natürlich kann man auch manche Hobbys und Interessen alleine pflegen, auch das gehört dazu. Mit dem Anspruch, alles zu zweit machen zu müssen schränkt man die eigenen Lebensmöglichkeiten ziemlich ein und wundert sich dann, wenn in der Ehe Langeweile aufkommt.

Natürlich kann ein zuviel an Eigeninteresse die Beziehung auch gefährden, weil dann zu wenig Gemeinsames da ist. Aus dieser Spannung wird man nicht herauskommen: „Ein Fleisch sein“ und doch jeder eine eigenständige Person bleiben. Dieses auszubalancieren gehört zu den Aufgaben in der Ehe – bis zu einem gewissen Grad auch zu den Aufgaben einer Freundschaft.

Das „innere Heiligtum“

Der Versuch, so ganz eng miteinander zu leben, um Erfüllung zu finden, muss noch aus einem anderen Grund scheitern. Er verletzt nämlich das, was für mich zur Würde des Menschen gehört: einen inneren Freiraum, ein Raum, wo ein Mensch ganz er selbst ist. Ein Raum, der nicht mit einem anderen Menschen verschmelzen darf, weil er sonst sein „eine eigene Person sein“ aufgeben würde. Nouwen spricht von einem „inneren Heiligtum“, das nur mir und Gott gehört. In diesem „inneren Heiligtum“ ist Raum für die Gegenwart Gottes in meinem Leben.

Nouwen gebraucht dafür noch einmal das Bild von den Händen: Statt miteinander zu leben wie zwei ineinander verschlungene Zeigefinger, sollten wir miteinander leben wie zwei flache aneinander gelegte Hände, wie zwei betende Hände (wie Dürer sie gemalt hat).

Dieses Bild drückt sehr viel aus: Die Hände sind nicht mehr ineinander verschlungen (nur für sich selbst da), sondern weisen in eine Richtung. Und wenn es betende Hände sind, so weisen sie hin auf Gott. Wir zwei sind einander von Gott gegeben, nicht, um für uns selbst zu leben, sondern miteinander einen Weg zu gehen, der auf Gott hinweist.

Raum für Andere

Die zwei flach aneinander gelegten Hände bilden zudem ein Dach. Sie bilden das Dach für ein Haus, für das Ehehaus. In diesem Haus haben wir zwei Raum, haben unsere Kinder Raum, in diesem Haus hat Gott Raum, in diesem Haus ist aber auch Raum für andere Menschen.

Welchen anderen Menschen – außer der eigenen Familie – wollen wir in unserem Ehehaus Raum geben? Für welche anderen Menschen wollen wir uns engagieren, für welche Not in dieser Welt wollen wir uns einsetzen? Das sind Fragen, die sich mir ganz praktisch bei diesem Bild von den Händen, die ein Haus bilden, stellen.

Und ich denke, es sind die Fragen, die wir uns stellen sollten, wenn wir unserer Berufung gemäß leben wollen. Denn von Gott sind wir berufen, nicht für uns selbst zu leben, sondern für den, der uns gesandt hat. Das heißt in der Praxis immer auch: für andere Menschen. Diese Berufung gilt für jeden einzelnen, aber genauso für die Ehe. Deswegen müssen wir uns die Frage stellen: Für welches Ziel außerhalb unserer Ehe wollen wir uns mit unserer Ehe, mit der besonderen Chance ein „Haus“ (oder Wohnung) zu haben, einsetzen?

Man spricht ja heute viel von der „Eiskellergesellschaft“, von der Beziehungslosigkeit, von der Heimatlosigkeit gerade auch junger Menschen. Viele Familien bieten heute nicht mehr den Raum der Geborgenheit, den Kinder und Jugendliche eigentlich brauchen. Könnte es da nicht eine Aufgabe für uns Christen sein, Heimatlosen eine Heimat zu bieten, anderen unsere Freundschaft anzubieten, um so etwas von der Liebe Gottes zu den Menschen durchscheinen und konkreter werden zu lassen? Ich denke, wir brauchen heute geistliche Väter und Mütter, weil nur so junge Menschen den Raum finden, wo sie zu menschlichen und geistlichen Persönlichkeiten heranreifen können. Allerdings glaube ich nicht, dass es nur junge Menschen sind, die unsere Freundschaft brauchen. Da gibt es Alleinerziehende, Geschäftskollegen, Ausländer ... Deswegen die Grundfrage: Soll es in unserer Ehe Raum geben für andere Menschen? Und wenn diese Frage mit „Ja“ beantwortet wird, die weitere Frage: Für welche Menschen wollen wir unser Herz und unser Haus öffnen?

Nähe und Distanz

Und noch etwas beinhaltet dieses Bild von den betenden Händen: Es gibt Freiraum für den einzelnen, Raum zu Atmen, Raum zum Leben. Es herrscht nicht mehr diese erstickende Nähe, die keinen Spielraum, keine Bewegungsfreiheit mehr lässt und wo keine anderen Menschen Platz haben – und wo Gott keinen Platz hat. Es ist wie ein „miteinander in eine Richtung gehen“, ohne sich krampfhaft festzuhalten – wenn man es poetisch ausdrücken will, könnte man sagen, es ist wie ein Tanz. Es gibt ein sich Entfernen und wieder Annähern, Zeiten von mehr Nähe und Zeiten von mehr Distanz. Trotzdem bleibt man zusammen, hat Berührung miteinander und behält die Richtung bei, weil man beschlossenen hat, zusammen zu gehen und diesen Beschluss in einem Bund vor Gott besiegelt hat.

Raum für die Gegenwart Gottes

Auf diese Art und Weise seinen „Eheweg“ zu gehen, kann aber nur gelingen, wenn der Freiraum bei jedem Partner gefüllt ist, gefüllt mit der Gegenwart Gottes. Anders ausgedrückt heißt das: Der Freiraum ist gefüllt, wenn jeder Partner für sich das „Woher- Wohin – Wozu“ seines Lebens von Gott her erkannt hat und wenn diese Erkenntnis nicht nur Theorie bleibt, sondern mehr und mehr gelebte Wirklichkeit – „Erfahrungsschatz“ – in sei-

nem Leben wird. Damit es dazu kommt, brauche ich wirklich Raum, brauche ich Zeit, wo ich mit Gott allein bin, wo ich Verbindung mit ihm aufnehme, ja mich immer wieder neu mit ihm verbinde.

Ich brauche Zeiten, wo ich einfach schweigend vor Gott da bin. Ich versuche dann alles loszulassen, was diese Verbindung zu Gott beeinträchtigen will, was mich im Alltäglichen gefangen halten will. Ich lasse alles los, woran mein Herz sich hängen will, meine Wünsche, meine Sehnsüchte, aber auch Dinge, die mich belasten: Schuld, Bitterkeit, Groll, Sorgen. Ich möchte mich ganz frei machen für Gott, ganz ungeteilt vor ihm da sein, mir seiner Gegenwart bewusst werden und erfahren, dass er mich liebt. Manchen gelingt dieses Dasein vor Gott besser mit einem Bild. So kann man sich vorstellen, dass man selbst der „verlorene Sohn“ oder „die verlorene Tochter“ ist, der oder die zum Vater zurückgekehrt ist und jetzt von den leidenden Armen des Vaters gehalten wird und seine Liebe erfährt. Und dass Gott es mit seiner Liebe ernst meint und dass sie allen Menschen gilt, darauf hat er durch Jesus Christus Brief und Siegel gegeben (Joh.3,16). Wenn ich mich so von Gott lieben lasse, so ist das nicht etwas, was ich mir einbilde, sondern etwas, was er in seinem Wort selbst zugesagt hat.

In diesem Zusammensein mit Gott erfahre ich mich selbst als geliebt, als wertvoll und als gewollt und als in diesem Leben gebraucht. Ich denke, nur so wird für mich mein Leben sinnvoll, nur so finde ich die Erfüllung, die ich suche. Ich brauche diese letzte Erfüllung dann nicht mehr in der Beziehung zu einem Menschen suchen.

Die Beziehung zu einem anderen Menschen, zu meinem Ehepartner kann ich dann als das leben, was sie ist: einander teilhaben lassen an der Liebe, mit der Gott mich liebt. Das heißt nicht, dass dann jeden Tag nur noch die Sonne scheint. Schwierigkeiten und Konflikte sind in einer Beziehung etwas ganz Normales. Aber vielleicht kann ich diese Schwierigkeiten jetzt von einer anderen Warte aus angehen, mit mehr Distanz und aus einer anderen inneren Haltung. Die Erfüllung meines Lebens steht und fällt jetzt nicht mehr mit dieser Beziehung.

Und ich kann aus dem Zusammensein mit Gott die Kraft schöpfen, die ich brauche zum Durchhalten, zum Durchstehen und Bearbeiten der anstehenden Konflikte. Ich werde bereit zu vergeben, weil mir selbst vergeben ist, weil ich dies in der Zuwendung Gottes zu mir spürbar erfahren habe. Gerade in den schwierigen Situationen wird die existentiell: den anderen teilhaben lassen an der Liebe, die ich von Gott erfahren habe, weil meine eigene Liebe in solchen Situationen in der Regel nicht sehr stark ist. Gott liebt mich auch in den Momenten, wo ich eigentlich nicht „liebenswert“ bin. Gerade darin kann dann eine Ehe, die gelebt wird wie zwei betende Hände, ein Beweis darauf sein, wie die Liebe Gottes zu den Menschen aussieht.

Literatur:

Henry Nouwen, Gottes Clown sein, Herder Verlag
Jans Jellouschek, von der Kunst als Paar zu leben, Kreuz Verlag